

Mariana Leky

**Die Herrenausstatterin**

Mariana Leky  
**Die Herrenausstatterin**  
Roman

**DUMONT**

*Meinen Eltern*

Erste Auflage 2010

© 2010 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Zero, München

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Dante und der BlockT

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9577-9

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

»Ich mache Ihnen den Vorschlag, sich mir anzuvertrauen.«  
Der vermummte Herr in Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen*

## Bis später

Alles hätte gut und gern so weitergehen können, aber dann ist alles zerbrochen, was, wie Blank später sagte, ein sicheres Zeichen dafür ist, dass es eben nicht so habe weitergehen können, auch wenn ich das geglaubt hatte. Was man selber glaubt, ist, auch das sagte Blank später, manchmal unmaßgeblich in der Frage, ob etwas zerbrochen gehört oder nicht.

Morgens, wenn ich aufwachte, war Jakob längst wieder da oder gar nicht weg gewesen. Er lag neben mir in meinem Bett, je nach Jahreszeit unter einem Laken oder einer Decke. Jakob schlief wie ein Toter und brauchte anschließend lange, um richtig wach zu werden. Oft verschlief er und wachte erst auf, wenn die Sprechstundenhilfe anrief und sagte: »Sie müssen jetzt wirklich mal kommen, hier ist alles voller Schmerzpatienten.« Dann stieg Jakob schlaftrunken in seine Kleider, ging schlaftrunken los, kaufte unterwegs einen Kaffee zum Mitnehmen, er tat das ohne Worte, weil man ihn in der Kaffeebar kannte, er kam schlaftrunken in die Praxis und durchquerte schlaftrunken sein volles Wartezimmer. Seine Sprechstundenhilfe wusste, dass Jakob morgens dankbar war für jedes Wort, das er nicht sagen oder hören musste, deshalb sagte sie nichts, folgte ihm ins Behandlungszimmer, zog ihm dort den zerdrückten Kaffeepappbecher aus der Jackentasche, reichte ihm den frisch gewaschenen Kittel und wies Ja-

kob, kurz bevor der erste Schmerzpatient hereinkam, wortlos auf den Schlaf in seinen Augenwinkeln hin. Es ist beunruhigend, von jemandem behandelt zu werden, der noch Schlaf in den Augen hat.

Jakob war Zahnarzt. Ich lernte ihn kennen, als meine Zähne schlecht waren, deshalb kannte ich mich mit Zahnärzten gut aus und wollte eigentlich keinen neuen mehr kennenlernen. Ich kannte mich mit den Wartezimmern aus, in denen hauptsächlich Leute sitzen, die aussehen, als kämen sie nur mal so zur Kontrolle. Ich kannte den Zahnarztbegrüßungshandschlag, ein kurzer fester Griff mit einer vom vielen Waschen farblosen und wachweichen Hand. Ich kannte das ungeduldige Zahnarztlicken, wenn man dem Zahnarzt noch etwas sagen möchte, bevor man den Mund aufsperrt und nichts mehr sagen kann. Man fängt bereits im Türrahmen des Behandlungszimmers an zu reden, um auf dem kurzen Weg zwischen Tür und Behandlungsstuhl alles gesagt zu haben, man verhaspelt sich dabei in dem Versuch, zahnarztwunschgemäß schneller zu reden, rasant schildert man Ort und Stärke der Beschwerden und beteuert rasant, dass man wirklich jeden Abend mit Zahnseide und Zahnhölzchen, Interdentalbürstchen und Munddusche hantiert hat, weil man sich gut mit jemandem stellen will, der wahrscheinlich gleich dafür sorgt, dass es schmerzhaft wird. Leider vergisst man dabei immer, dass der Zahnarzt mit Beteuerungen nichts anfangen kann. Der Zahnarzt will, dass man noch rasanter schildert, die Beteuerungen am besten ganz auslässt und endlich den Mund aufsperrt.

Ich kannte den Satz, den Zahnärzte sagen, wenn der Mund endlich aufgesperrt ist: »Wir werden uns noch ein paar Mal wiedersehen müssen«, sagen sie, bevor sie anfangen zu behan-

deln. Ich kannte auch die anschließende Schweigsamkeit der Zahnärzte. Zahnärzten hat man nicht beigebracht, dass manche Dinge weniger schmerzhaft sind, wenn man erklärt bekommt, was warum und wie lange schmerzhaft sein wird. Ich kannte den leeren Blick der Zahnärzte, wenn sie mit ihren Bohrern hantieren, die sich immer anhören wie ein versehentlich angerufenes Faxgerät, nur viel lauter.

Als mein damaliger Zahnarzt im Urlaub war, ging ich zu seiner Vertretung. Die Vertretung war Jakob, der damals noch Dr. J. Wiesberg hieß. In seinem Wartezimmer saß niemand nur mal so zur Kontrolle.

Als ich Jakob zum ersten Mal sah, war er ausgeschlafen, mein Termin lag am frühen Nachmittag. Als er mir zur Begrüßung die Hand gab, lief ihm eine Träne über die Wange.

»Weinen Sie?«, fragte ich, weil mich die unverhoffte Regung erstaunte. Außerdem ist es beunruhigend, von einem weinenden Zahnarzt behandelt zu werden.

»Ich weine nicht«, sagte er, »meine Augen sind nur zu trocken.« Er zog ein Fläschchen aus seiner Kitteltasche und hielt es mir hin. *Tears again*, stand darauf, und Jakob erklärte, dass er sich die Flüssigkeit regelmäßig in seine zu trockenen Augen träufeln müsse, was dazu führe, dass ab und zu eine Träne unkontrolliert über seine Wange laufe.

Ich drehte das Fläschchen in den Händen und wusste nicht, was ich sagen sollte, weil mir noch nie ein Zahnarzt etwas von sich gezeigt hatte, und schließlich sagte ich: »Es hat ein benutzerfreundliches Design.« Jakob nickte und lächelte mich an. Ich gab ihm das Fläschchen zurück und sagte möglichst schnell Sachen, die man vorher noch sagen will, und Jakob nickte kein bisschen, sondern stellte konstruktive Fragen. Er besah sich

meine Zähne, murmelte Buchstaben und Zahlen und sagte: »Wir werden uns noch ein paar Mal wiedersehen.«

»Heben Sie bitte sofort die Hand, wenn es schmerzhaft wird, dann hören wir schnurstracks auf«, sagte er, als er anfang zu behandeln, und dann: »Und jetzt denken Sie mal an was Schönes.«

Weil es sich anbot, dachte ich an Jakob, denn Jakob war schön, obwohl er Zahnarzt war. Jakob bohrte an meinem Zahn herum und sagte mehrmals, ich solle sofort die Hand heben, wenn es schmerzhaft würde, denn dann würden wir schnurstracks aufhören, er sagte das ernst und nachdrücklich, als seien wir nicht bei einer Zahnbehandlung, sondern auf einer besonders waghalsigen Expedition, die ich als Erste unternahm. Jakob erklärte ausführlich, was warum wie lange eventuell schmerzhaft sein könnte, er war kein bisschen schweigsam. »Sie machen das wirklich wunderbar«, sagte er, obwohl es gar nicht besonders schmerzhaft war, »Sie machen das mit Bravour«, er sagte: »Menschen, die Schmerzen mit solcher Geduld begegnen, sind selten« und: »Sie ertragen das mit der Ruhe eines indischen Yogi.« Er sagte das alles ernst und leise, und spätestens jetzt wusste ich, warum Jakobs Wartezimmer so voll war. Ich freute mich, ausgerechnet an Jakob geraten zu sein, und als es dann doch etwas schmerzhaft wurde, hob ich nicht die Hand, sondern schaute auf ein großes Schild, das an der Decke über dem Behandlungsstuhl hing. In großen Buchstaben stand darauf: *Gleich ist es vorbei*.

Tatsächlich war es gleich vorbei, und tatsächlich hatte niemand eine Ahnung davon, dass genau jetzt die Sache mit Jakob losging. Es ist ganz und gar normal und ganz und gar ungeheuerlich, dass man immer ahnungslos ist, wenn solche Sachen

ihren Anfang nehmen. Nie hat man bei ihrem Losgehen eine Ahnung von ihrem Ausmaß und ihrer Wucht oder davon, was warum und wie lange schön oder schmerzhaft sein wird, und ich wünschte, ich wüsste, was gewesen wäre, wenn auf dem Schild über dem Behandlungsstuhl nicht *Gleich ist es vorbei*, sondern *Jetzt geht es los* gestanden hätte. Wenn dort *Das ist Jakob, jetzt geht es los, und es wird sehr, sehr lange nicht vorbei sein*, gestanden hätte. Und: *Es wird schön, so schön, wie noch nie etwas war, und dann wird es schmerzhaft, so schmerzhaft, wie noch nie etwas war, aber leider zu spät sein, um schnurstracks aufzuhören*, wenn da gestanden hätte, was genau wie schön oder schmerzhaft sein würde, ich wünschte, ich wüsste, was passiert wäre, wenn ich all das hätte lesen können auf dem Schild über dem Behandlungsstuhl, während ich einen Bohrer und ein Absauggerät im Mund hatte und Dr. J. Wiesberg konzentriert meinen Zahn behandelte.

Vielleicht wäre nichts anders gewesen und ich nur erstaunt, dass ich ausgerechnet an einen Zahnarzt geraten wäre. Vielleicht wäre ich glücklich über den Teil mit dem nie dagewesenen Schönen gewesen, und vielleicht hätte ich über den Teil mit dem nie dagewesenen Schmerzhaften gedacht: »Das wollen wir ja mal sehen«, so, wie ein herkömmlicher Zahnarzt es sagt, wenn man ihm bereits beim Reinkommen etwas von Hölzchen und Bürstchen erzählt.

Wenn Jakob am Vormittag aufstand, war ich schon weg, ich stand früh auf und ging übersetzen. Ich übersetzte von Montag bis Freitag in einem Großraumbüro Gebrauchsanweisungen, Berichte, Broschüren und Beipackzettel, Werbetexte und besinnliche Sprüche und ab und zu ein Schild. Es gab viel zu

übersetzen und einen Chef, der Bengt hieß. Bengt ist ein Name, der, wenn man ihn mehrmals hintereinander ruft, klingt wie ein aufprallender Ball, und Bengt wurde oft gerufen. »Bengt! Bengt!«, rief immer irgendwer, der mit seiner Übersetzung nicht weiterwusste. Dann kam Bengt, er hatte einen schnellen, hüpfenden Gang und sah immer aus, als würde Gott ihn dribbeln.

Es gab regelmäßige Arbeitszeiten und einen eigenen Schreibtisch, auf dem kein Foto von Jakob stand. Ich hätte nichts dagegen gehabt, eines hinzustellen, viele im Großraumbüro hatten Fotos von nahestehenden Menschen oder Tieren auf ihrem Schreibtisch, aber Jakob fand gerahmte Nahestehende eine Unart und war überzeugt, dass ich das auch fände.

Evelyn, die neben mir übersetzte, fand meinen Schreibtisch kahl. Auf ihrem standen Fotos von diversen Männern und Frauen in bunten, kleinen und großen Rahmen, verflossene und aktuelle Lieben und Tanten und Neffen, außerdem zu jeder Jahreszeit eine Schale voller Marzipankartoffeln. Evelyn bekam die Marzipankartoffeln von ihren Verehrern. Weil Evelyn viele Verehrer hatte, war sie etwas dick geworden und hatte sich vorgenommen, nicht mehr alle Marzipankartoffeln selber zu essen. Sie brachte die geschenkten Marzipankartoffeln mit ins Büro, stellte sie teilweise zur freien Verfügung auf ihren Schreibtisch und verteilte sie teilweise in Tüten unter den Kollegen, damit wir sie aufbewahrten für die Zeit, wenn die Wirkung der ganzen Marzipankartoffeln in Evelyn wieder nachgelassen hatte und Raum für neue war.

Die Wirkung der Marzipankartoffeln war hartnäckig. Die Verehrer waren es auch. Sie trieben jederzeit Marzipankartoffeln auf, sogar im Juni.

Seit kurzem hatte Evelyn nicht nur Marzipankartoffeln, son-

dern auch Tabletten dabei, für und gegen Schlaflosigkeit zum Beispiel, die sie bei Bedarf unter den Kollegen verteilte, denn einer von Evelyns Verehrern war Psychiater. Der Psychiater war verrückt nach Evelyn und machte deswegen neuerdings alles falsch. Er erzählte seinen ganzen traurigen Patienten von Evelyn und ihrer Schönheit, anstatt den Patienten zuzuhören, die kamen, weil sie erzählen wollten, dass sie keine Evelyn und überhaupt weit und breit keine Schönheit in ihrem Leben hatten, und sie wollten dabei ab und zu von einer konstruktiven Frage des Psychiaters unterbrochen werden und Tabletten verschrieben bekommen, die gegen ausbleibende Schönheit im Leben wirkten, aber der verliebte Psychiater ließ sie kaum zu Wort kommen und zückte weder den Rezeptblock noch die konstruktive Frage, und die traurigen Patienten wurden immer trauriger durch all die Geschichten darüber, was Evelyn heute wieder Schönes getan oder gesagt hatte, und immer selbstmordgefährdeter wurden sie auch.

Der Psychiater hatte einen abgeschlossenen Medikamentschrank voller Tabletten, aber für Evelyn öffnete er alles.

Evelyn übersetzte aus dem Spanischen, ich aus dem Englischen, wir riefen selten nach Bengt. In den Pausen rauchten wir manchmal auf dem Klo und redeten über die leichten oder vertrackten Übersetzungen, an denen wir gerade saßen, und über Evelyns leichte oder vertrackte Liebesgeschichten. Nach dem Rauchen sprühten wir eine Mischung aus Odol und Imprägnierspray in die Kabine, je drei Sprühstöße, wir hatten gute Erfahrungen damit gemacht.

Jakob und ich wohnten nicht zusammen, aber Jakob hatte einen Zweitschlüssel, und wenn ich abends nach Hause kam,

wartete er meistens in meiner Wohnung auf mich. Seine Hände waren weiß und weich vom vielen Händewaschen, er roch noch nach Desinfektionsmittel und ich noch nach Imprägnierspray, beides verflog.

Nachts ging Jakob oft spazieren. »Bis später«, sagte er dann, und wenn es später war, kam er wieder. Bis es später war, saß ich am Schreibtisch und übersetzte, was noch bis morgen übersetzt werden musste. Manchmal rief Jakob mich von unterwegs an, aus einer nächtlichen Haupt- oder Nebenstraße, einer Kneipe, einem Park oder, wenn er aus der Stadt gefahren war, einem Wald. Er erzählte, wem er begegnet war, einem Freund, einem Kollegen, einem Schmerzpatienten, einem Fuchs. Er fragte, wie es mit der Übersetzung gehe, und ich erzählte, ob es ging oder nicht, meistens ging es.

Manchmal nahm Jakob mich mit auf einen nächtlichen Spaziergang, einmal liefen wir einen Waldweg entlang. Es war stockfinster und ich rempelte Jakob an, weil ich den Abstand falsch eingeschätzt hatte. Jakob stolperte und stieß sich den Kopf an einem Ast. »Oh«, sagte ich, »du warst viel näher, als ich dachte.« Jakob rieb sich die Stirn. »Das bin ich immer«, sagte er.

Weil man manche Dinge besser fragen kann, wenn es dunkel ist und der andere einen nur schemenhaft sehen kann, fragte ich Jakob in dem stockfinsternen Wald, ob er sich vorstellen könne, mit mir zusammen zu wohnen. Ich wollte schon lange mit Jakob zusammen wohnen, hatte mich aber nie getraut, ihn das zu fragen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass Jakob sich das vorstellen konnte. Aber jetzt, im Wald, fand ich, dass man schließlich nie ganz sicher sein konnte, den anderen und seine Vorstellungen zu kennen, dass man sich das Kennen des anderen womöglich nur unterstellte, dass man wenigstens ge-

fragt haben müsse, damit nicht irgendwann, wenn alles zu spät wäre, herauskäme, dass man sich doch immer dasselbe gewünscht hatte, damit nicht Jakob, wenn er ein Greis wäre und auf dem Sterbebett läge, sagen würde, er habe zeit seines Lebens darunter gelitten, dass wir nie zusammen gewohnt hätten.

Ich fragte Jakob, ob er mit mir zusammenwohnen wolle, Jakob lachte, legte den Arm um mich und sagte: »Gott bewahre.« Dann blieb er stehen und räusperte sich. »Aber ich kann dir ersatzweise anbieten, dass wir heiraten.«

Ich rechnete häufig mit Abwegigem. Ich stellte mir abwegige Dinge vor und rechnete dann mit ihnen, aber dass Jakob heiraten wollte, war so abwegig, dass selbst ich nicht damit gerechnet hatte. Heiraten ist für Jakob noch schlimmer als gerahmte Fotos von Nahestehenden, hatte ich geglaubt, und kein Wald und überhaupt kein Ort auf der Welt hätte so stockfinster sein können, dass ich Jakob darin gefragt hätte, ob er mich heiraten wolle.

Jetzt hätte ich Jakob doch gerne deutlicher gesehen. »Gern«, sagte ich, »ja, gern, natürlich.« Jakob legte den Arm um meine Schultern. »Gut«, sagte er, »dann machen wir das.«

Wir gingen schweigend weiter, stolperten dann über einen Traktorreifen und fielen der Länge nach hin. Wir blieben liegen, eine ganze Zeit lang und wortlos, weil wir beide den Plan vom Heiraten kaum fassen konnten. Dann, als man wieder besser sehen und Abstände richtig einschätzen konnte, blickte Jakob zu mir herüber und lächelte mich an. »Spektakulär, oder?«

»Absolut«, sagte ich.

Die Hochzeit feierten wir an einem See. Jakob hatte den Trauspruch ausgesucht. »Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie

*ein Siegel auf deinen Arm, denn die Liebe ist stark wie der Tod*«, sagte der Pastor. *»Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, so dass auch viele Wasser die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht ertränken können«*, sagte er, und er sagte es noch mal, als er um Mitternacht betrunken und glücklich in den See gefallen war.

Jakobs Mutter und mein Vater hielten Reden, sie stellten sich mit bebenden Zetteln vor unseren Tisch und redeten darüber, wie Jakob und ich bisher gewesen waren, in der Kindheit und der frühen und der späteren Jugend, dann wurde applaudiert und angestoßen.

Als Jakob ein Kind war, erzählte seine Mutter, habe sie ihn regelmäßig in die Notaufnahme gebracht, regelmäßig habe man Jakob verbinden, eingipsen oder nähen und einmal sein Auge in letzter Sekunde retten müssen, weil er als Einjähriger in eine unzureichend verschlossene Flasche *Rohrfrei* geschaut hatte. Mit dem Dreirad war er mitten in einen engmaschigen Stacheldraht gerast, aus dem man ihn herausschneiden musste, mit einer Kleinkindertröte im Mund war er übers Kopfsteinpflaster gerannt, bis er hinfiel und die Tröte im Hals steckte, aus Baumhäusern und von Hochbetten war er gefallen, mit acht Monaten ins stürmische Mittelmeer gekrabbelt und in letzter Sekunde nicht ertrunken.

Mein Vater erzählte, dass ich ein vorsichtiges Kind gewesen sei, das so gut wie nie hinfiel, was daran lag, dass ich die meiste Zeit am Küchentisch saß und malte. Ich malte Bilder in fröhlichen Farben. *»Mal doch mal ein Monster, oder eine Krähe, irgendwas Dunkles wenigstens«*, hatte mein Vater immer wieder angeregt, aber ich hatte unbeirrt weiter in Eiscremetönen gemalt.

In der Schule hatte Jakob die Unterschrift seiner Eltern auf den blauen Briefen gefälscht und im Treppenhaus Mülleimer über hochsteigenden Lehrern ausgekippt. Regelrecht verhaltensauffällig sei er gewesen, sagte Jakobs Mutter lächelnd. Ich hatte das Schulgemüsebeet und Freundschaften gepflegt, und wenn ich eine zwei geschrieben hatte, erzählte mein Vater, hatten die Lehrer mich gefragt, ob ich jetzt sehr enttäuscht sei.

In seinem Studium hatte Jakob sich nur lückenhaft auf Prüfungen vorbereitet oder gar nicht, er hatte trotzdem immer bestanden, weil, vermutete Jakobs Mutter, man Jakob gerne reden höre, auch wenn er nicht über das sprach, über das er eigentlich sprechen sollte. Das stimmte. In meinem Studium war ich auf alle Prüfungen immer umfassend vorbereitet gewesen. *»Sie war schon immer recht ehrgeizig«*, sagte mein Vater. Das stimmte nicht, ich war nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Angst so gut vorbereitet gewesen, und weil man bei Angst das Naheliegende mit dem Abwegigen verwechselt, hatte ich mich auch auf abwegige Fragen umfassend vorbereitet und am Abend vor Prüfungen immer so viel Beruhigungstee getrunken, dass ich die ganze Nacht aufs Klo musste.

In meinen Urlauben, die sich nie weit weg abspielten, geriet ich auf Spaziergängen, an deren Ende eine wunderbare Aussicht stehen sollte, aus Versehen regelmäßig in beschauliche Wohnanlagen, die nichts versprachen, außer dass ich ganz bestimmt irgendwo falsch abgebogen war, weswegen ich, erzählte mein Vater, auf die Frage nach Urlaubserlebnissen immer einsilbig antwortete. Jakob, erzählte seine Mutter, geriet in seinen Urlauben regelmäßig in Gefahr. Angeblich aus Versehen kam er in einem sibirischen Wald voller Bären vom Weg ab, angeblich aus Versehen wurde er in einem afrikanischen Na-

tionalpark voller Krokodile über Nacht eingeschlossen, und sowohl die sibirischen Bären, vor denen Jakob sich tot stellte, als auch die afrikanischen Krokodile, denen Jakob davonlief, waren gerade Mutter geworden und deshalb noch gefährlicher als sowieso schon.

Das Erste, sagte mein Vater, was ich ihm von Jakob erzählt hätte, sei, dass er gerne in einem Zelt leben würde. »Stell dir vor, in einem Zelt!«, hätte ich entrüstet gesagt, und dass ich eine sei, die am liebsten in einem großen freistehenden Eigenheim mit Fensterläden wohnen wolle.

Am Ende ihrer Rede sagte Jakobs Mutter, dass Jakob und ich füreinander abenteuerlich im besten Sinne seien. Jakob flüsterte: »Pass auf, gleich kommt eine Metapher«, und Jakobs Mutter sagte, ich sei für Jakob das Haus mit Fensterläden, das er sich nie getraut habe, und Jakob sei für mich das Zelt, das ich mich nie getraut habe.

Jakobs winzige Großmutter, die gläsern aussah und etwas unverständlich sprach, weil sie samt ihrer Stimmbänder hundertzweieinhalb Jahre alt war, erhob sich und sagte, wir seien das harmonischste Paar, das sie jemals gesehen habe. Dann fing sie an zu weinen, alle applaudierten, Jakob ging zu ihr hin, hob sie hoch wie eine kostbare Vase und setzte sie auf seinen Schoß. Dort saß sie, bis alles zu Ende geredet, gegessen, dargeboten und beklatscht worden war und endlich getanzt werden konnte.

Es wurde viel getanzt auf der Hochzeit, viel durcheinandergetrunkene und viel geweint. Jakobs Großmutter hörte nicht auf zu weinen, weil wir ein harmonisches Paar waren, Jakobs Cousins zweiten Grades weinten, weil sie sich gestritten hatten

und nicht wussten, wie sie sich versöhnen sollten, Evelyn weinte, weil sie merkte, dass sie in Bengt verliebt war, ausgerechnet in Bengt, aber Bengt nicht mehr in sie, Jakobs Schwester weinte, als zum zweiten Mal ihr Lieblingslied gespielt wurde, meine Mutter weinte, weil sie das noch erleben durfte, Jakobs Nichte weinte, weil sie in Jakob verliebt war, meine Tante weinte, weil sie nicht mehr in meinen Onkel verliebt war, der Pastor weinte, weil er seine Rede so ergreifend fand, Jakobs Mutter weinte, weil Jakobs Vater das nicht mehr erleben durfte, meine Nichte weinte, weil der Sohn von Jakobs bestem Schulfreund ihr auf den Saum getreten und das neue Kleid zerrissen hatte. Immer stand irgendwer am Rand der Tanzfläche und weinte, aber nur kurz, denn immer kam schnell jemand dazu und tröstete und zog den, der geweint hatte, zurück auf die Tanzfläche, und dann wurde weitergetanzt.

Es wurde auch viel und durcheinander geküsst. Evelyn küsste einen Kieferorthopäden und hoffte, dass Bengt es sähe, aber Bengt sah es nicht, denn Bengt küsste im Schilf meine Patentante, die ihm mit roten Wangen versicherte, dass das nicht gehe und sie viel zu alt für ihn sei. Es ging aber doch. Der durchnässte Pastor versuchte, meine Mutter zu küssen, aber das ging nicht. Meine Nichte küsste den, der ihr auf den Saum getreten war, und Evelyn küsste nach dem Kieferorthopäden Jakobs angeheirateten geschiedenen Onkel.

Im Morgengrauen waren einige weg, einige schliefen an oder auf oder unter einem Tisch, einige unterhielten sich leise oder tanzten Stehblues ohne Musik. Jakob, Evelyn und ich gingen zum Bootssteg und legten uns dort hin, mein Kopf lag auf Jakobs Bauch, Evelyns Kopf auf meinem Bauch. Die Lampions über uns stießen im Nachtwind sachte aneinander, im Schilf

quakten die Frösche, ein angeleintes Ruderboot schaukelte auf dem See. Evelyn richtete sich auf, nahm den letzten Schluck aus einer Wodkaflasche, die sie seit einiger Zeit nicht mehr aus der Hand gab, und guckte mit vorgestülpter Unterlippe auf das Boot. Evelyn war sehr betrunken. »Jede Begegnung eines Menschen mit einem anderen Menschen«, sagte sie und hob den Zeigefinger in die Luft, »ist die Begegnung eines leeren Bootes mit einem anderen leeren Boot.« Evelyn war vor einiger Zeit mit einem Buddhisten zusammen gewesen.

Jakob lachte, Evelyn ließ sich nach hinten kippen, fiel mit dem Kopf zurück auf meinen Bauch, murmelte noch etwas von Bengt und Boot und leer und sternhagelvoll und schlief dann ein.

Das siebenjährige und übernachtigte Kind von Jakobs französischem Studienfreund kam angelaufen und wünschte Jakob und mir ein Frohes neues Jahr, es hatte uns das schon mehrfach gewünscht, es war das Einzige, was es auf Deutsch wünschen konnte. »Danke sehr«, sagten wir. Das übernachtigte Kind setzte sich neben uns und ließ Steine über das Wasser springen. Jakob strich mit den Fingerkuppen über mein Schlüsselbein, hin und her, alles war jetzt ruhig, ich hörte nur das Quaken der Frösche, kleine Wellen, das Springen der Steine, die Geräusche in Jakobs Bauch. Ich hob Evelyns Kopf an, drehte mich auf die Seite, legte Evelyns Kopf auf meine Hüfte, die Augen fielen mir langsam zu. Bevor ich einschlief, hörte ich noch, wie Jakob in mein Ohr flüsterte: »Das haben wir gut gemacht«, und ich sah noch, dass auf der gegenüberliegenden Seite des Sees jemand stand und rauchte, jemand, den ich nur schemenhaft sehen konnte. Bestimmt war es ein vereinzelter Hochzeitsgast oder ein Angler, ich weiß genau, dass es nicht

Blank gewesen sein kann, allein schon, weil er nie geraucht hat, trotzdem stelle ich mir manchmal vor, dass es Blank war, der da stand und rauchte und von der gegenüberliegenden Seite des Sees zu Jakob und mir herübersah. Ich stelle es mir vor, weil ich wünschte, Blank könnte sagen: »Ich weiß es ja, ich weiß es, ich war dabei, ich habe es gesehen.«

Jakobs Lieblingstante hatte uns zur Hochzeit einen eineinhalb Meter hohen pinkfarbenen Flamingo aus Porzellan geschenkt. Sein geschwungener Hals sah aus wie ein halbes Herz, er stand auf einem Bein, hatte das andere angewinkelt und spreizte seinen rechten Flügel. Die Tante hatte den Flamingo ironisch gemeint, aber das machte ihn nicht kleiner. Jakob wollte ihn sofort wegwerfen, bereits auf der Rückfahrt von der Hochzeit wollte er ihn auf einer Landstraße aussetzen. Jakob saß auf dem Beifahrersitz und hatte den Flamingo zwischen den Beinen. Auf der Rückbank war kein Platz mehr gewesen, sie war bereits voller sperriger Geschenke. *Just Married*, stand auf der Heckscheibe hinter den aufgetürmten Geschenken, Jakobs Mutter hatte das mit einem goldenen Lack dahin gesprüht, von dem niemand wusste, ob er jemals wieder abgehen würde.

Ich fand, dass wir den Flamingo nicht aussetzen dürften, weil man Geschenke, zumal Geschenke von Nahestehenden, die man liebt, auf jeden Fall behalten müsse. »Auch, wenn man unter den Geschenken leidet?«, fragte Jakob.

Der rechte Flügel des Flamingos lag auf Jakobs Knie, der Kopf auf seiner Schulter. Jakob versuchte, sich an dem Flamingo vorbei Pflaster auf seine Füße zu kleben, die die ganze Hochzeit über in neuen Schuhen gesteckt hatten.

»Darunter leiden ist ein bisschen übertrieben, in dem Fall, oder?«, fragte ich, »außerdem liebst du deine Tante doch.«

»Ich liebe meine Tante, aber ihre Geschenke liebe ich nicht. Und wenn man sich liebt, kann man sich ja wohl die Wahrheit sagen.«

»Natürlich«, sagte ich, »aber nicht, wenn die Wahrheit vollkommen überflüssig ist und deiner Tante nur wehtun würde.«

»Mir tut aber dieser vollkommen überflüssige Flamingo weh«, sagte Jakob und schob den Kopf des Flamingos zur Seite, der sich immer wieder an seinen Hals schmiegte.

»Vielleicht geht er ja bald kaputt, er sieht ziemlich teuer aus«, sagte ich, weil beim Porzellan das besonders teure besonders zerbrechlich ist.

»Wir stellen ihn in den Keller«, sagte Jakob.

»Und wenn deine Tante zu Besuch kommt?«

»Dann holen wir ihn hoch.«

»Und wenn sie spontan kommt?«

Jakobs Tante kam oft zu Besuch, und sie besuchte sowohl mich als auch Jakob gerne spontan.

Jakob hatte seine Füße fertig verpflest, beugte sich zu mir herüber und küsste mich. »Nimm du ihn«, sagte er.

Wir stellten den Flamingo in mein Wohnzimmer. Jakob versuchte, es wie einen Unfall aussehen zu lassen. Mehrmals wöchentlich rempelte er den Flamingo an, er trat oder lehnte sich wie zufällig dagegen, aber selbst, wenn der Flamingo umfiel, blieb er unverehrt.

»Stellen wir ihn in den Garten«, schlug Jakob vor, »das wird ihn mürbe machen.« Wir trugen den Flamingo hinunter. Jakob stellte ihn hinter eine Tanne, weil man ihn da am wenigsten sah. »Hinter der Tanne ist er zu geschützt«, sagte ich und

stellte den Flamingo schutzlos in die Mitte des Gartens, »wir müssen ihn der Witterung aussetzen.«

Wir gingen wieder nach oben und schauten aus dem Fenster hinunter. Der Flamingo hob sein Bein jetzt gut sichtbar mitten in einem Blumenbeet. »Hoffentlich geht es schnell«, sagte Jakob. Es ging aber nicht schnell. Der Flamingo ging über zwei Jahre lang nicht kaputt.

Als im Herbst zahlreiche Kastanien vom Baum herabsausten und den Flamingo verfehlten, bekamen fast alle Mitarbeiter in Bengts Übersetzungsagentur eine Grippe, nur Evelyn und ich blieben übrig. Bengt nahm Evelyns Tabletten für Schlaflosigkeit, hüpfte nervös um unsere Schreibtische herum und fragte immer wieder, ob es vielleicht auch etwas schneller gehe. Nachdem ich die vierte Nacht durchübersetzt hatte, beschloss Jakob, nach Dienstschluss heimlich mit zu übersetzen. »Das ist Betrug«, sagte ich. »Das ist ein Notfall«, sagte Jakob, »und Englisch kann schließlich jeder.« Er übersetzte mehrere Nächte lang Broschüren und Werbeslogans, steckte mir morgens die Texte zu, und als ich Bengt Jakobs Übersetzungen vorlegte, sagte er, es sei schon erstaunlich, dass ausgerechnet ich plötzlich so viele Flüchtigkeitsfehler machte, aber es freue ihn zu sehen, dass ich mutiger werde und mir nun auch freiere und kreativere Übersetzungen zutraue.

Als im Winter das Nachbarskind einen Schneeflammingo neben unseren zu bauen versuchte und jedes Mal spätestens am Hals und am Spielbein scheiterte, starb Jakobs Schwester an einem besonders hastigen Krebs. Bevor sie starb, lag sie eine Woche auf der Intensivstation. Jakob saß Tag und Nacht auf einem Hocker an ihrem Bett, hielt ihre Hand und weinte, als käme jetzt all die Flüssigkeit heraus, die seinen Augen immer

gefehlt hatte. Ich stand hinter Jakob, um ihn aufzufangen, weil er vor Erschöpfung immer wieder einnickte. Wenn er eingnickt war, hielt ich mit einem Arm seinen Oberkörper fest, mit der anderen Hand seinen Kopf, so hielt ich ihn auch fest, als er bei der Beerdigung laut weinend auf die Sargträger losging.

Als sich im verregneten Frühling eine Pfütze auf dem Rücken des Flamingos bildete, in der ab und zu eine Amsel badete, flog Jakob für drei Monate nach Amerika. Wir schrieben uns täglich. Ich zählte die Tage. Wenn ich auf dem Wochenmarkt war, dachte ich: »Noch sechs Mal Wochenmarkt, dann kommt Jakob zurück.« Wenn ich im Supermarkt war und Verfallsdaten kontrollierte, dachte ich: »Wenn dieser Käse abläuft, ist Jakob wieder da«, und irgendwann war es nur noch zweimal Wochenmarkt, irgendwann reichte das Ablaufdatum von Butter, dann das von Joghurt, dann das von frischer Milch, und als die Sonne dafür sorgte, dass der Flamingo ausbleichte und stellenweise nicht mehr pinkfarben war, sondern ins Altrosa spielte, kam Jakob zurück. Er brachte Geschenke und Geschichten mit, Jakob hatte viel erlebt, er hatte ganz und gar unvorbereitet Vorträge über Zahnprothesen gehalten, er war auch in amerikanischen Nationalparks mehrfach in Gefahr geraten, und ich erschrak, weil mir erst jetzt auffiel, wie wenig ich erlebt hatte, ich hatte, weil ich hauptsächlich mit dem Warten auf Jakobs Rückkehr beschäftigt gewesen war, nur das Nötigste erlebt.

Als im nächsten Winter eine dünne Schneedecke auf dem gespreizten Flamingoflügel lag, gab es eine Rattenplage. Die Ratten kamen von der Straße in den Keller, nachts hörte man sie quieken. Ich machte die Wohnungstür immer nur so weit auf, dass ich mich hinaus- oder hineinquetschen konnte, und

ich schloss sie immer schnell. »Die kommen nicht bis in die Wohnung«, sagte Jakob, »keine Ratte schafft vier Treppen.«

»Weißt du das sicher?«, fragte ich.

»Nein, aber es ist abwegig.«

»Das ist kein Argument«, sagte ich.

Als ich eines Abends den Backofen öffnete, um eine Pizza hineinzuschieben, saß im Backofen eine Ratte und sah mich an. Wir befanden uns auf Augenhöhe. Ich schloss die Backofentür, nahm meine Tasche und ging aus der Wohnung. »Ich gehe da nicht mehr rein«, sagte ich zu Jakob. »Ich weiß«, sagte er.

Ich ging nie wieder in die Wohnung. Jakob packte mit Freunden ein Wochenende lang meine Kisten, abends massierte ich seine Schultern. Eines Abends dachte ich, während ich Jakobs Schultern massierte, dass dies im Grunde ein guter Moment wäre, um vielleicht doch zusammenzuziehen. Jakob nahm meine Hand von seiner Schulter und küsste sie. »Ich ziehe nicht zusammen, Liebste«, sagte er, »falls du gerade darüber nachdenkst«, und ich sagte: »Jakob, du bist vollkommen verknotet und verspannt.«

Als wir die Kisten in den Lieferwagen packten, um sie in meine neue Wohnung zu bringen, sagte Jakob: »Der Flamingo. Das ist eine günstige Gelegenheit.« Wir waren müde und fanden, wir hätten das Geschenk jetzt lange genug behalten, und da auch Jakob jetzt fand, dass man, wenn man sich liebt, überflüssige Wahrheiten für sich behalten sollte, vor allem dann, wenn es für die überflüssige Wahrheit Jahre zu spät ist, beschlossen wir, Jakobs Tante zu sagen, der Flamingo sei beim Umzug kaputtgegangen, so gründlich, dass man ihn nicht mehr kleben könne. Wir ließen den Flamingo im Garten stehen, wir drehten uns nicht einmal nach ihm um.

Zwei Tage später rief mein ehemaliger Hausverwalter an. Jakob und ich lagen im Bett, in meiner neuen Wohnung zwischen unausgepackten Kisten, es war unangenehm, nackt mit einem Hausverwalter zu telefonieren.

»Da steht noch Ihr Vogel im Garten«, sagte der Hausverwalter.

»Der Vogel, ja«, sagte ich, »den holen wir noch ab.«

»Da würde ich dringend drum bitten«, sagte der Hausverwalter.

Jakob schlang von hinten die Arme um mich. »Werfen Sie ihn weg«, sagte er in das Telefon an meinem Ohr.

»Dazu bin ich nicht befugt«, sagte der Hausverwalter, »außerdem muss der auf den Sperrmüll.«

»Zerhacken Sie ihn«, sagte Jakob, »dann passt er in den Hausmüll.«

»Dazu bin ich nicht befugt«, sagte der Hausverwalter, »zerhacken Sie ihn doch selber.«

»Wir sind dazu auch nicht befugt«, sagte Jakob.

Ein paar Tage später kam Jakobs Tante spontan bei mir vorbei und fand, der Flamingo mache sich auch in dem neuen Garten ironisch.

Als ich im nächsten Sommer eine Kletterpflanze um den Flamingo schlang, weil Jakob etwas über die zersetzende Wirkung von Kletterpflanzen gelesen hatte, sagte Jakob: »Es ist übrigens Hochzeitstag. Lass uns wegfahren.« Wir hatten zur Hochzeit diverse Gutscheine bekommen, für Kanu- und Ballonfahrten und Wellnesswochenenden, sie hatten uneingelöst in einer Kiste gelegen. Eines der Wellnesswochenenden war noch nicht verfallen. Wir fuhren in ein Hotel, in dem es keine Ecken gab und ein Schwimmbad mit Walgesängen. Jakob sang

mit. Abends zog er mich aufs Hotelbett, steckte mir die Begrüßungsschokolade in den Mund und zog mich aus. »Eigentlich könnten wir jetzt auch ein Kind bekommen«, sagte er.

»Ich fürchte, dass man für ein Kind zusammenziehen muss«, sagte ich. »Das spricht natürlich dagegen«, sagte Jakob und lächelte. Sein nackter Rücken spiegelte sich in der schwarzen Mattscheibe eines Fernsehers, abgesehen von dem Schokoladentäfelchen war der Fernseher das einzig Eckige im Zimmer.

»Ich habe es mir überlegt: Ich könnte zu dir ziehen. Du hast den Garten, dann kann ich ab und zu in einem Zelt wohnen.«

Jakob zog zu mir und ab und zu in ein Zelt. Viele seiner Patienten wohnten in meiner Nähe und hoben die Augenbrauen, wenn er vormittags aus einem Zelt neben einem lebensgroßen Flamingo kroch. »Ich glaube, die Patienten finden dich seltsam«, sagte ich, und Jakob sagte: »Ich glaube, den Flamingo finden sie seltsamer.«

Als sich die vertrocknete Kletterpflanze im Herbst weitestgehend vom Flamingo gelöst hatte, nur noch um seinen Hals hing und den Flamingo aussehen ließ, als plane er, sich aufzuknüpfen, kam Jakob eines Morgens nicht aus seinem Zelt. Ich klopfte an die Plane. Jakob reagierte nicht. Ich zog den Reißverschluss auf und kroch hinein. Jakob saß auf der Luftmatratze, hielt sein Handy in der Hand, er war bleich und sah mich an, als könne man durch mich hindurchsehen.

Ich erschrak und kniete mich vor Jakob hin. »Was ist denn?«, fragte ich.

Jakob steckte sein Handy in die Hosentasche. Seine Stimme klang heiser. »Ich möchte, wenn es möglich ist, mit dir zusammenbleiben«, sagte er.

»Aber das ist möglich, Jakob«, sagte ich, »warum sollte das denn nicht möglich sein?«

Jakob nahm mich in die Arme und hielt mich fest, das Handy in seiner Hosentasche meldete eine neue Nachricht, Jakob hielt mich so fest, dass mir schwindlig wurde, und Wochen später, als niemand mehr damit rechnete und Jakob vollkommen verschwunden war, ging der Flamingo tatsächlich kaputt, er ging nicht allmählich kaputt, wie ich mir das vorgestellt hatte, sondern ganz plötzlich, Blank war dabei, er hat es vom Balkon aus gesehen, plötzlich brach der Hals durch, plötzlich brachen der Schnabel und ein Flügel ab, einfach so und ohne Fremdeinwirkung. »Der Zierflamingo im Garten ist kaputt«, rief Blank mir zu, »war das eigentlich Ihrer?«

Ich lief auf den Balkon, schaute hinunter in den Garten und fing an zu lachen. Ich lachte so lange, wie ich noch nie gelacht hatte, und so laut, dass Blank erschrak. Ich wischte mir die Tränen von den Wangen. »Endlich«, sagte ich.

Jakobs Verschwinden begann langsam und damit, dass ich ihn nicht mehr richtig sehen konnte. Jakob verschwamm. »Ich kann nicht mehr richtig sehen, Jakob«, sagte ich.

»Du bist nur übermüdet«, sagte er.

Ich hörte aber nicht auf, nicht mehr richtig zu sehen, und fing an, vieles falsch einzuschätzen. Ich schätzte den Abstand zu Jakob falsch ein und auch den zu Türen und Möbeln. Ich schätzte die Breite von Treppenstufen und die Höhe von Schwellen falsch ein und stolperte immer über irgendwas oder rempelte irgendwen an.

»Entschuldigung«, sagte ich immerzu, irgendwann auch zu Türen, Möbeln und Schwellen, und als ich mir beim Stolpern

einen Zahn ausschlug, sagte Jakob: »Vielleicht solltest du dich doch mal untersuchen lassen.«

Sonst sagte er nicht mehr viel. Er schwieg meistens, er schwieg seit Wochen meistens, weil mit aller Kraft etwas Bestimmtes nicht gesagt werden sollte. Ich schwieg mit. Wir schwiegen um das Verschwiegene herum und waren angeschlagen davon, wie man von einer unbehandelten Zahnwurzelentzündung angeschlagen ist, das ganze Immunsystem ist dann mit dieser einen Entzündung beschäftigt und hat weder Zeit noch Kraft für den Rest des Körpers übrig.

Ich wusste nicht, was Jakob verschwiegen, und zunächst stellte ich noch Fragen. Ich fragte ihn, ob er sehr unglücklich sei, ob er eine Stimmbandentzündung habe, ob es eine andere gebe, und Jakob, weil er schweigen musste, nickte zum ersten und schüttelte den Kopf zum zweiten und zum dritten.

Wenn Jakob abends wegging, sagte er nicht mehr: »Bis später«, er sagte jetzt: »Bis dann.« Dieses Dann war immer morgens und ich hatte nicht geschlafen, weil ich versucht hatte, auf das Verschwiegene zu kommen. Ich dachte in naheliegende und abwegige Richtungen, aber weil ich den Abstand zu Jakob falsch einschätzte, kam ich nicht darauf, obwohl es Hinweise gab auf das, was nicht ausgesprochen werden durfte, denn immerhin ging Jakob als Erstes duschen, wenn er nach Hause kam, und immerhin kamen Briefe an Jakob in bunten Umschlägen und ohne Absender. Trotzdem rechnete ich immer wieder nicht damit, vielleicht, weil es mir allzu abwegig oder allzu naheliegend erschien oder einfach, weil es nicht auszu-denken war.

Manchmal ging ich in Evelyns Wohnung auf und ab, rempelte gegen Tische und Stühle und auch gegen Evelyn und

überlegte laut hin und her, was mit Jakob passiert war und wie Jakob und ich und also die Liebe noch zu retten wären. Evelyn sagte: »Der hat eine andere. Alles spricht dafür.«

Ich zählte Evelyn auf, was alles dagegensprach, und Evelyn schwieg und schaute mich an, als sei ich ein Erfinder, der fest an seine angeblich bahnbrechende Erfindung glaubt, obwohl alle bereits wissen, dass sie nichts taugt.

Jakob behandelte meinen beim Stolpern abgebrochenen Zahn, er sagte nicht, dass ich besonders tapfer oder ein indischer Yogi sei und er erklärte nicht, was wie lange schmerzhaft sein würde. Ich versuchte mit aller Kraft, nicht an die Decke zu sehen, weil dort das Schild hing, auf dem stand, dass es gleich vorbei sei.

Als ich auf dem Behandlungsstuhl des Augenarztes saß, sagte der Augenarzt, dass ich operiert werden müsse. Nach der Operation saß Jakob neben meinem Krankenhausbett. Ich sah jetzt nicht mehr nur nicht gut, sondern überhaupt nichts, denn auf meinen Augen klebte kühles, weiches Verbandszeug, das sich anfühlte wie eine Brille aus Schnee.

Jemand kam herein und sagte, er sei der Arzt und alles werde wunderbar verheilen, er sagte, dass ich in den nächsten Tagen nach Hause könne und es aber noch zwei, drei Wochen dauern werde, bis ich wieder tadellos sehen würde. Der Arzt klopfte mir auf den Oberarm und ging.

Jakob und ich schwiegen, und zusätzlich hatten wir das ganze Schweigen der letzten Wochen mit ins Krankenzimmer gebracht, es passte nur hinein, weil wir uns sehr klein machten. Irgendwann hörte ich, wie Jakob aufstand. »Ich kann nicht mehr«, sagte er.

Weil ich wusste, dass jetzt das wochenlang aufwendig Ver-

schwiegene, das wochenlang aufwendig nicht Bedachte gesagt werden und dass jetzt nichts mehr dauern würde, nicht mal zwei, drei Wochen mehr, nicht mal ein paar Minuten, war in meinem Kopf plötzlich ein Geräusch wie das eines versehentlich angewählten Faxgerätes, nur viel leiser. Jakob sagte, ja, da sei eine andere, Alina heiße sie und er wisse nicht, was und wie viel sie ihm bedeute.

»Ich kann dich nicht sehen, Jakob«, sagte ich.

Vielleicht sei es gar nichts von Bedeutung und Alina nur ein Symptom, ein Symptom dafür, dass bei uns etwas nicht mehr stimme, sagte Jakob, vielleicht sei sie aber auch mehr als das.

»Jakob, hör auf, ich kann dich nicht sehen«, sagte ich.

Dass er es mir einfach nicht habe sagen können, sagte Jakob, und dass er es jetzt aber nicht mehr aushalte, und ich versuchte, mir den Verband abzuziehen, aber er saß zu fest.

Jakob sagte, er werde erst mal in ein Hotel ziehen, dann sagte er, dass er jetzt wohl besser gehe, und dann ging er nicht.

»Jakob?«, fragte ich, weil ich ihn nicht weggehen hörte. Er sagte nichts mehr. Alles war still, aber ich merkte, dass er noch im Zimmer war. »Jakob?«, fragte ich noch mal. Er antwortete nicht. Mir wurde übel.

»Ist da jemand?«

Jakob antwortete nicht, und dann hörte ich, wie er ging.

Zwei Tage später holte Evelyn mich aus dem Krankenhaus ab und fuhr mich nach Hause.

Immer, wenn Evelyn an einer besonders vertrackten Übersetzung gesessen hatte, hatte ich sie damit getröstet, dass sie, noch bevor ein gerade gekaufter Joghurt ablief, die Übersetzung vergessen haben würde. In ihrem Auto lag eine Schach-

tel Aspirin. Evelyn hielt sie mir nahe vor die Augen und sagte: »Wenn die abläuft, ist der Schmerz vorbei.«

Das Verfallsdatum des Aspirins war in einem Jahr. Ich guckte Evelyn an wie einen verblendeten Erfinder. Die Liebe war erheblich, der Schmerz war genauso erheblich und würde nicht genug Platz haben in einem einzigen beengten Jahr.

Ich schloss die Wohnungstür auf, das war nicht leicht, ich stolcherte im Schloss herum, als sei ich betrunken. Jakob war nicht da, ich sah in allen Zimmern nach, ich stolperte gegen Stühle und Türrahmen.

Ich setzte mich auf das Bett, das bis vor kurzem Jakobs und mein Bett gewesen war, und die Stille war so laut, dass ich mir die Ohren zuhielt. Plötzlich fiel mir ein, dass Alina womöglich in meiner Abwesenheit in dem Bett gewesen war, in dem ich jetzt saß, ich rannte aus dem Schlafzimmer, als sei darin eine Rattenplage, stolperte gegen den Schrank, ich war froh, dass ich gegen den Schrank stolperte, weil das Stolpern die Stille unterbrach, und setzte mich auf das Sofa und fragte mich, ob Jakob überhaupt in einem Hotel war, und wenn, ob er alleine im Hotel war oder ob er ein Doppelzimmer gebucht hatte und Alina genau jetzt bei Jakob war, ob das Symptom, das zeigte, dass etwas bei uns nicht mehr stimmte, genau jetzt mit Jakob in einem Doppelzimmer war und ihm klarmachte, dass es nicht das Symptom sei, sondern die einzig wirksame Medizin.

Ich dachte an den Hochzeitspastor, der gesagt hatte, die Liebe solle wie ein Siegel auf das Herz gesetzt werden, und fragte mich, ob das vielleicht das Problem gewesen sei, ob man Liebe besser nicht versiegeln und lieber überhaupt nicht festmachen solle oder wenn, dann höchstens mit Spucke, ob Liebe

dann besser halte, ich dachte daran, dass der Hochzeitspastor gesagt hatte, dass auch Wasser und Ströme die Liebe nicht auslöschen und ertränken könnten, weil sie immerhin eine Flamme des Herrn sei, ich fragte mich, ob Alina ein besonders gewaltiger Strom sei, ein Strom, wie selbst der Herr ihn noch nicht erlebt hatte, vielleicht hatte der Herr einen derart gewaltigen Strom für abwegig gehalten und deshalb unvorsichtigerweise nicht damit gerechnet, ich fragte mich, ob Alina ein Symptom dafür sei, dass wir uns vertan hatten und die Flamme des Herrn auslöschlicher war als erwartet, so auslöschlich wie ein herkömmliches unverlässliches Lagerfeuer, eine Kerzenflamme, ein Teelicht.

Evelyn hatte mir auf dem Rückweg vom Krankenhaus nahegelegt, eine Wut auf Jakob zu entwickeln, weil das angemessen und reinigend sei und wenigstens gesünder als Grübeln, Grübeln sei Gift, besonders wenn man untröstlich sei. Ich wurde nicht wütend, ich dachte stattdessen die ganze Nacht lang an alles, was ich hätte besser machen können, an alles, was ich jetzt noch retten könnte, an Alina, von der ich nichts wusste, an Jakob, von dem ich plötzlich auch nichts mehr wusste, plötzlich, schien es mir, wusste ich auch von Jakob nicht das Geringste mehr, obwohl alles voller Jakob war, die ganze Wohnung war voller Jakob, und bis zum nächsten Morgen hatte ich eine ganze Giftmülldeponie in mich hineinge grubelt.

Jeden Tag überlegte ich mir Sätze, die ich Jakob unbedingt noch sagen wollte, Sätze, die womöglich alles doch noch retten könnten. Ich rief Evelyn an. »Ich muss ihn unbedingt anrufen«, sagte ich. »Ruf ihn an, sooft du willst«, sagte sie, »aber frühestens in zwei Jahren.«

Jeden Tag versuchte ich, mich müde zu arbeiten, und weil ich alles nur verschwommen sah und mich nicht gut konzentrieren konnte, arbeitete ich nicht gut. Ich hoffte, Bengt würde meine Übersetzungen mutig und kreativ finden, so, wie er Jakobs Übersetzungen mutig und kreativ gefunden hatte, aber Bengt fand sie miserabel, und deshalb sagte er: »Mach doch mal Urlaub.«

»Ich kann auf gar keinen Fall Urlaub machen«, wollte ich Bengt sagen, und dass ich auf die Arbeit bei ihm nicht verzichten könne, dass ich Geld brauchte und etwas zu tun, dass ich dringend Zeit schinden müsse, mehr Zeit als bis zum Verfall von Aspirin, und dass er mir etwas anderes zu tun geben solle, dass ich irgendeinen Telefondienst machen oder die Agentur putzen, die zahllosen Bilder von Nahestehenden entstauben könne.

»Urlaub ist eine gute Idee«, sagte ich.

Manchmal kam Evelyn abends vorbei. Wir spielten aus Ablenkungsgründen Stadt-Land-Fluss und führten, als wir alles von A bis Z außer X wussten, neue Kategorien ein. Evelyn, die immer noch auf eine Wut hoffte, war für die Einführung der Kategorie *Mordwerkzeuge*. »Niemals«, sagte ich.

Evelyn brachte mir ein Buch mit, das ihr Psychiater geschrieben hatte, darin stand, dass man sich vor den Spiegel stellen und positive Sätze aufsagen sollte, die der Psychiater sich ausgedacht hatte. In der Nacht stellte ich mich mit dem Buch vor den Spiegel. Es waren Hauptsätze, in denen man sich für etwas Positives entschied, für Freude, für Fülle und für Liebe. Ich trug mir die Sätze mit zu wenig Verve vor, alle bis auf den, in dem man sich für Liebe entschied, denn ich war sehr ent-

schieden für Liebe, allerdings für die, die jetzt nicht mehr bereitstand. Ich betrachtete mein Gesicht im Spiegel. Ich sah nicht aus wie jemand voller Fülle, ich sah aus wie jemand in einem steckengebliebenen Aufzug.

Ich betrachtete die Wasserflecken neben dem Spiegel und beschloss, das Badezimmer zu streichen. Es ist keine gute Idee, ein Badezimmer zu streichen, wenn man nur verschwommen sieht, aber es ist manchmal eine gute Idee, etwas zu unternehmen, das ausschließlich mit Überkleben und Streichen zu tun hat. Ich überklebte und strich die ganze Nacht lang und versuchte währenddessen, auf ein Land mit X zu kommen.

Morgens um halb drei ging ich zum Kiosk. Ich trug eine Sonnenbrille, wegen der Blutergüsse von der Operation trug ich immer eine Sonnenbrille, wenn ich aus dem Haus ging.

Als ich zurück in den Hausflur trat, saß ein Mann auf dem Treppenabsatz. Ich sah ihn nur schemenhaft, das Licht im Flur hatte einen Wackelkontakt und flackerte leicht, und durch die Sonnenbrille war alles noch dunkler als ohnehin schon. Als er mich sah, stand er auf.

»Guten Abend«, sagte er, »nicht erschrecken.«

Ich ging die Treppe hoch. Der Mann war ein älterer Herr in einem schwarzen Anzug.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich.

»Nein, danke«, sagte er.

»Was machen Sie denn hier?«

»Ich ruhe mich nur kurz aus.«

Wenn ältere Herren sich mal kurz auf Treppenabsätzen ausruhen müssen, ist womöglich mit einem Herzinfarkt zu rechnen oder mit anderen verheerenden Dingen, die mit einem gebrechlichen Herzen zu tun haben, aber er sah nicht

aus, als habe er ein Problem mit seinem Herzen, er wirkte nicht kurzatmig, auch nicht gebrechlich, nur müde, müde allerdings sehr.

»Sind Sie sicher, dass Sie keine Hilfe brauchen?«, fragte ich sicherheitshalber.

Er lächelte. »Es ist alles in Ordnung.« Er guckte auf die flackernde nackte Glühbirne und versuchte dann, meine Augen hinter der Sonnenbrille zu erkennen. »Blendet Sie irgendwas?«

»Nein«, sagte ich und hielt mich am Geländer fest, weil ich plötzlich merkte, wie müde ich selber war.

»Wissen Sie zufällig ein Land mit X?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er, entschieden und so, als hätte er bereits lange darüber nachgedacht. »Es gibt keins. Es tut mir leid.«

»Also dann«, sagte ich, »auf Wiedersehen«, und ging an ihm vorbei die Treppe hoch.

»Entschuldigen Sie«, rief er, als ich in der Mitte der Treppe war.

Ich drehte mich um. Er stand auf dem Treppenabsatz, groß und dünn, die Hände unter dem Bauch gefaltet. »Es tut mir leid«, sagte er, »es tut mir wirklich sehr leid.«

Ich schob die Sonnenbrille enger an meine Augen. »Danke«, sagte ich und hatte, weil das ungeheurerlicherweise ganz normal ist, wieder keine Ahnung, dass ganz genau jetzt etwas seinen Anfang nahm.

Ich strich das Badezimmer fertig und schlief mit der Farbrolle auf dem Bauch im Badezimmer ein. Ich schlief zum ersten Mal mehr als vier Stunden und wachte am Vormittag auf, weil es klingelte. Evelyn stand vor der Tür, in der Hand eine angebrochene Tüte Marzipankartoffeln. »Guten Morgen«, sagte

ich und dass es kein Land mit X gebe, weit und breit gebe es das nicht auf der ganzen Welt.

»Bestimmt gibt's eins«, sagte Evelyn kauend, »aber vermutlich ist es extrem klein. Und extrem abgelegene.«

Sie deutete auf mein weiß besprenkeltes Gesicht. »Du hast Farbe bekommen«, sagte sie.

Und dann klingelte mein Telefon. Ich war mir sicher, dass es Jakob war. Ich hatte alles dafür getan, dass ich es, wenn es so weit wäre, wenn Jakob endlich anriefe, nicht überhören würde, ich hatte die maximale Lautstärke gewählt, den Vibrationsalarm und alle Lichtsignale aktiviert, und jetzt endlich, als ich das Badezimmer gestrichen hatte und auch die Kategorie *Land* beim Buchstaben X, rief endlich Jakob an. Ich zog das Telefon aus der Hosentasche. *Jakob Mobil ruft an*, stand da. »Jakob ruft an«, sagte ich zu Evelyn, ich wedelte mit dem Telefon vor ihrem Gesicht herum, das Telefon klingelte und vibrierte und leuchtete und war vollkommen aus dem Häuschen, »Ich entscheide mich für die Liebe«, sagte ich zu Evelyn, »und für die Freude und die Fülle entscheide ich mich auch«, Evelyn sagte: »Jetzt bloß nicht rangehen«, und ich sagte: »Du hast sie ja wohl nicht alle.«

Ich drückte auf den grünen Knopf und strahlte Evelyn an. »Hallo?«, sagte ich, möglichst unaufgeregt und aufgeräumt und so, als wüsste ich nicht, wer anruft.

»Hier ist Alina Eckert«, sagte Alina.

Ich drückte auf den roten Knopf und warf das Telefon auf den Boden im Flur. Es fing sofort wieder an zu klingeln, zu blinken und zu vibrieren, und weil vibrierende Telefone sich von allein bewegen können, bewegte sich das Telefon langsam auf mich zu.

»Das ist Alina«, sagte ich zu Evelyn.

Evelyn griff nach dem Telefon und nahm ab. »Tag, hier ist Evelyn«, sagte sie etwas unverständlich, weil sie zwei Marzipankartoffeln im Mund hatte, »und du musst das Symptom sein.«

Dann redete Alina und Evelyn hörte zu. Dann hörte Evelyn auf zu kauen und spuckte die Marzipankartoffel in ihre freie Hand. Dann legte sie wortlos auf. Dann sagte sie: »Du musst sofort ins Krankenhaus.«

Der Unfallfahrer saß auf einer Bank vor der Intensivstation. Als er mich sah, stand er auf und nahm seine Mütze ab, eine Schiebermütze. Wir standen voreinander, der Unfallfahrer war einen Kopf kleiner als ich. Sein Gesicht war vollkommen ausdruckslos, wächsern, sein Mund halb offen, wie im Schlaf. Er sagte kein Wort und strich mir immer wieder mechanisch mit beiden Händen über die Schultern, als wollte er etwas glattstreichen, das gefältelt genäht war.

Ich guckte über den Kopf des Unfallfahrers ins Gesicht der Ärztin, die fragte, ob ich die Ehefrau sei. Sie sagte, dass es heute Morgen passiert und ernst sei, und legte eine Hand auf meine Schulter. Weil auf meiner Schulter aber auch die Hand des Unfallfahrers herumstrich, legte sie ihre Hand auf seine und sagte etwas von Schuld, die den Unfallfahrer nicht treffe, und von schweren inneren Verletzungen. Ich sagte: »Jakob ist morgens immer etwas schlaftrunken.«

Die Ärztin sah kurz an mir vorbei, weil hinter uns jemand den Gang entlangkam. Ich drehte mich um. Es war eine Frau, sie trug Jakobs Reisetasche, sie setzte sich ganz außen auf die Bank. In ihren Händen zitterte ein Kaffeebecher, sie blickte kurz zu mir hoch, sie weinte und fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase und war unglaublich schön.

Evelyn nahm die Hände des Unfallfahrers von meinen Schultern. Er ließ die Arme sinken, als habe man ihn abgestellt.

Die Ärztin legte ihren Arm um meine Hüfte und schob mich den Gang entlang. Ich drehte mich um. »Sie sind unglaublich schön«, sagte ich über die Schulter zu Alina und wunderte mich, dass ich sie siezte, und die Ärztin führte mich in Jakobs Zimmer.

Jakobs Gesicht war violett und geschwollen. Sein Körper mit den inneren Verletzungen war zugedeckt, sein Hinterkopf verbunden, seine linke Gesichtshälfte auch. In seiner Hand steckte ein Schlauch, um ihn herum standen Apparate, die regelmäßige Lichtsignale aussandten. Die Ärztin drückte meine Hand und ging aus dem Zimmer.

Ich setzte mich auf den Bettrand und strich über Jakobs verpflasterten Handrücken. Ich beugte mich vor und hielt meinen Mund an sein Ohr, Jakob roch nicht nach Jakob, er roch nach vollgesogenem Mull, hinter seiner Ohrmuschel klebte getrocknetes Blut. Eine Haarsträhne hatte sich darin verfangen.

»Jakob«, flüsterte ich, so leise, wie ich nur konnte, »Jakob.« Jakob drehte den Kopf zu mir. Das Weiße in seinem unverbundenen Auge war rot. Er versuchte, das Auge offen zu halten, das war schwer. »Du bist es«, flüsterte er. Er flüsterte es weder überrascht noch enttäuscht noch erleichtert, er flüsterte es wie ein Kind, das einen gerade aufgeschnappten Satz nachspricht, ohne ihn zu verstehen.

Es klopfte, die Ärztin steckte den Kopf herein und fragte, ob alles in Ordnung sei.

»Er ist ja wach«, sagte ich und lachte. »Er ist wach. Es ist alles in Ordnung.« Die Ärztin kam ins Zimmer, sah Jakob an und dann die Geräte. Sie legte kurz eine Hand auf meine Schulter und ging wieder aus dem Zimmer.

Ich strich mit dem Zeigefinger über Jakobs Schlüsselbein, hin und her, hin und her. »Du bist es«, flüsterte ich.

Jakob fiel das Sprechen schwer, er brauchte lange, um etwas zu sagen. Schließlich war der Satz fertig.

»Mir ist was Komisches passiert«, sagte er.

Jakob versuchte immer wieder, sein rotes Auge offen zu halten, aber das gelang nicht mehr, immer wieder fiel das Lid nach unten, wie der Flügel eines winzigen und sehr müden Vogels, und dann blinkten alle Lichtsignale schneller, dann kamen aus allen Geräten Geräusche, die viel lauter waren als jedes Faxgerät und viel entschlossener.

»Bis später«, sagte Jakob, und dann starb er.

Die Ärztin, Evelyn und ich gingen den Krankenhausflur entlang. Das Licht war gleißend hell, ich schob die Sonnenbrille enger an meine Augen. Evelyn und ich gingen an Alina und dem Unfallfahrer vorbei, die immer noch auf der Bank im Flur saßen. Die Ärztin blieb stehen. Evelyn und ich gingen weiter bis zur Flurtür, dort standen wir und warteten auf die Ärztin, ich sah Evelyn und mich, wir spiegelten uns im Türglas, weiter hinten spiegelten sich die Ärztin, der Unfallfahrer und Alina, die, als die Ärztin zu Ende gesprochen hatte, den Kaffeebecher auf den Boden stellte, sich sehr gerade hinsetzte und sich dann nicht mehr bewegte. Der Unfallfahrer schlug die Hände vors Gesicht, ich hörte ihn aufheulen, zuckte zusammen und drehte mich um, das Aufheulen des Unfallfahrers klang wie ein Eselsschrei. Die Ärztin tätschelte seine Schulter, kam dann zu uns gelaufen und brachte uns zum Hauptausgang.

Der ältere Herr im schwarzen Anzug, der nachts im Treppenhaus gesessen hatte, stand etwas abseits der Kliniktür. Er

stand vor einem hüfthohen trichterförmigen Aschenbecher für die Patienten, die trotzdem rauchten.

Ich blieb stehen. »Was machen Sie denn hier?«, fragte ich.

Sein Gesicht war verzerrt. Er versuchte, hinter meiner Sonnenbrille meine Augen auszumachen, er streckte eine Hand aus, als wollte er mir über die Wange streichen, zog sie wieder zurück und fuhr sich stattdessen durch die Haare.

Die Ärztin sah mich lange an und griff in ihre Kitteltasche. Sie zog ein Fläschchen heraus, das auf den ersten Blick aussah wie *Tears again*, und reichte es mir. »Nehmen Sie das ruhig mal«, sagte sie, »es ist rein homöopathisch.«

Ich verabschiedete mich von der Ärztin, ich verabschiedete mich von dem Herrn im Anzug, und als wir im Auto saßen, öffnete Evelyn ihr Portemonnaie und zog ein Briefchen hervor, in dem zwei Tabletten aus dem verschlossenen Medikamentenschrank des verliebten Psychiaters lagen.

»Du brauchst nichts Homöopathisches, du brauchst was Verlässliches«, sagte sie. »Das hier macht dich in kürzester Zeit leicht und müde.«

Ich wollte nach Hause. Evelyn fuhr mich nach Hause. »Soll ich mit hochkommen?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. Evelyn sah mich prüfend an. »Das ist nicht nötig«, sagte ich, »wirklich nicht«, und wünschte, Evelyn würde aufhören, mich prüfend anzusehen. Ich war immer gut in Beteuerungen gewesen, aber jetzt war jede Beteuerung anstrengend. »Sicher? Soll ich nicht doch dableiben?«

»Ja. Ganz bestimmt. Ich meine, ganz bestimmt nicht.«

Ich stieg aus und ging zur Haustür. Evelyn kurbelte die Scheibe herunter. »Ruf jederzeit an«, sagte sie, und: »Nicht hinterhersterben.«

Ich legte Evelyns Tabletten in eine Tasse und setzte mich an den Küchentisch.

In dem Buch von Evelyns Psychiater hatte gestanden, dass man, wenn man glaubt, gleich verrückt zu werden, die Haare von jemandem zählen solle. Weil es jetzt nur noch meinen Kopf gab, stellte ich mich vor den Badezimmerspiegel und fing an, meine Haare zu zählen, aber der Versuch, die eigenen Haare zu zählen, führt schnurstracks hinein in die Verrücktheit und zu Verspannungen, deshalb hörte ich damit auf und setzte mich wieder an den Küchentisch. Ich dachte an all die Zeit, die jetzt zu schinden war, ich überlegte Verfallsdaten, die vergleichbar wären, aber keins war vergleichbar, nicht mal das einer irgendwo genau in diesem Moment verschweißten Konservendose, nicht mal das eines irgendwo genau in diesem Moment ausgestellten Reisepasses. Schließlich fiel mir Zucker ein, das Ablaufdatum einer irgendwo genau in diesem Moment befüllten Tüte Zucker. Zucker passt, dachte ich, und weil es passte, war es nicht auszudenken. Ich stand auf, ich durfte auf keinen Fall sitzen bleiben, und in dem Moment klingelte das Telefon. Ich lief hin, als wüsste ich nicht, wer es nicht und nie mehr sein konnte.

»Ich wollte nur mal hören«, sagte Evelyn.

»Danke.«

»Und dann wollte ich dich auch noch was fragen. Es ist ... es geht um etwas sehr Unpassendes. Deshalb habe ich mich auch vorhin nicht getraut.«

»Sag ruhig«, sagte ich, »so schlimm kann es ja nicht sein.«

»Da hast du allerdings recht«, sagte Evelyn und atmete hörbar aus. »Es ist so: Der Psychiater hat mir zum Geburtstag etwas geschenkt, was man nicht gut zurückgeben kann.«

»Dein Geburtstag. Gestern war dein Geburtstag. Entschuldigung. Herzlichen Glückwunsch.«

»Danke«, sagte sie, und dann: »Er hat mir eine Kreuzfahrt geschenkt.«

Ich hatte zwar gewusst, aber nicht geglaubt, dass Menschen noch Kreuzfahrten machten, ich hatte geglaubt, dass das letzte Kreuzfahrtschiff vor hundert Jahren untergegangen war.

»Das ist ein schönes Geschenk«, sagte ich. »Wann geht es denn los?«

»Übermorgen«, sagte Evelyn.

»Oh.«

»Aber ich habe ihm schon gesagt, dass ich eventuell nicht mitkann.«

Ich stellte mich ans Fenster, draußen wurde es dunkel, ich spiegelte mich in der Scheibe. »Fahr ruhig«, sagte ich. »Bleib hier«, wollte ich eigentlich sagen, aber Evelyn zu sagen, dass sie nicht in Urlaub fahren dürfe, war ebenso unmöglich wie Bengt zu sagen, dass ich nicht in Urlaub fahren dürfe.

»Sicher?«

»Ganz sicher«, sagte ich, »ganz, ganz sicher.« Ich sagte das gern, es war keine anstrengende Beteuerung, es war gut, es war das Beste, was ich jetzt tun konnte, am Fenster zu stehen, mich in der Scheibe zu spiegeln und jemandem zu versichern, dass etwas ganz, ganz sicher sei.

»Du kannst ja mal telegraphieren«, sagte ich. Evelyn lachte.

»Na dann. Versuch zu schlafen.«

»Gute Nacht«, sagte ich und legte auf. Ich stellte mir vor, wie das Kreuzfahrtschiff ablegte und alle Patienten des Psychiaters am Pier standen, die Patienten, die in letzter Zeit noch unglücklicher und selbstmordgefährdeter waren als ohnehin

schon, weil der Psychiater in letzter Zeit nur noch an Evelyn gedacht hatte, weil er ihnen nicht mehr zuhörte und keine Fragen mehr stellte und weil sie selbst keinerlei Evelyn in ihrem Leben hatten, ich sah all die Patienten mit großen Stofftaschentüchern dem Psychiater hinterherwinken, der nun aufs Meer hinausfuhr, mit Evelyn und mit all den Geheimnissen der Patienten, die sie nur deshalb in Sicherheit bei ihm wussten, weil sie ihm vollkommen egal geworden waren.

Blank erschien in der Nacht vor Jakobs Beerdigung in meiner Wohnung, als ich gerade einen Berg Altglas zurückgetragen hatte. Ich dachte, dass Aufräumen helfen könnte, weil es müde macht und geräuschvoll ist, und ich musste dringend müde werden und der Stille beikommen, die sich, seit Evelyn losgefahren war, durch nichts anderes als Aufräumen mehr austricksen ließ. Weil ich noch immer alles nur verschwommen sah, verursachte ich beim Aufräumen viel Unordnung. Abends ging ich in den Keller, um auch dort aufzuräumen, und fing an, ein ausrangiertes Aquarium abzuwischen. Dabei stieß ich an ein Regal, eine von Jakobs Kisten fiel herunter, und plötzlich erklang, mitten in der Kellerstille, eine leise, fröhliche Musik. Ich krallte meine Finger in den Lappen und drehte mich um. Die Musik kam aus der heruntergefallenen Kiste, aus einer Glückwunschkarte, die Jakobs Schwester ihm zu einem Geburtstag geschickt hatte, eine Glückwunschkarte mit Melodiechip. *Hoch soll er leben*, spielte sie. Ich warf den Lappen in das Aquarium, stolperte nach oben in die Wohnung, aber es ging nicht, mit einem Kopf voller *Hoch soll er leben* in einer Wohnung voller Stille zu sein. Ich stapelte einen Berg Altglas in einen Karton und balancierte ihn die Treppe herunter. Ich tastete

mich von Stufe zu Stufe, ich machte das gut, kein Altglas fiel herunter. Der Altglascontainer stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Neben mir an der Ampel stand ein Mann mit Hund. »Brauchen Sie Hilfe?«, fragte der Mann. Ich schüttelte den Kopf. Die Ampel war rot, es war kein Auto zu sehen. Meine Arme zitterten unter dem schweren Altglas. Ich machte einen Schritt auf die Straße. »Platz!«, rief der Mann. Ich sprang zurück auf den Bürgersteig, ich machte das gut, das Altglas fiel nicht herunter. »Ich meinte den Hund«, sagte der Mann.

Der Container war voll, es passte kein Altglas mehr hinein. Ich kam nicht auf die Idee, den Karton danebenzustellen, und balancierte ihn zurück in die Wohnung, setzte ihn im Flur ab und mich daneben. »Aufstehen«, dachte ich möglichst laut, weil es keine gute Idee ist, neben zurück in die Wohnung getragenen Altglas in einer Stille zu sitzen, der durch nichts beizukommen ist. »Aufstehen«, dachte ich, »sofort wieder aufstehen, auf gar keinen Fall hier sitzen bleiben«, aber ich dachte das alles zu leise. Meine Arme zitterten immer noch von dem Altglas, meine Beine und mein Kopf zitterten jetzt mit, und das wäre ein angebrachter Zeitpunkt für Evelyns Notfalltabletten gewesen, aber sie fielen mir nicht ein, weil einem bei inneren Notfällen selten etwas einfällt, das angebracht und obendrein zur Hand ist, und dann hörte ich, wie sich jemand räusperte, eindeutig räusperte sich jemand im Badezimmer.

Ich starrte auf das Schild, das über Jakobs Behandlungsstuhl gehangen hatte und nun kopfüber an der Wand im Flur lehnte, *Gleich ist es vorbei*. Es ist nicht gleich vorbei, dachte ich, sondern jetzt.

Ich stand auf, es ging leichter, als ich dachte, und nahm eine leere Weinflasche aus dem Karton. Ich hielt sie am Hals fest,

ich hatte im Fernsehen gesehen, dass man sich mit umgedrehten Flaschen verteidigen kann, und ich war erleichtert, dass ich mich offensichtlich verteidigen wollte, denn der Wunsch, sich zu verteidigen, spricht gegen einen geheimen Plan vom Hinterhersterben. Die Flasche in meiner Hand zitterte. »Ist da jemand?«, fragte ich vom Flur aus.

»Ja«, sagte eine Männerstimme. »Mein Name ist Dr. Friedrich Blank. Ich bin in Ihrem Badezimmer.«

»Sind Sie Zahnarzt?«, fragte ich und ging leise durch den Flur.

»Nein«, sagte die Männerstimme, »ich bin Altphilologe.«

Blank saß auf dem Badewannenrand. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und schaute konzentriert auf seine Hände, die mit nach oben gekehrten Handflächen in seinem Schoß lagen. Seine Haare waren zerzaust, sie sahen aus wie ein verlassenes Vogelnest. Als er mich sah, stand er auf. Er schloss den Knopf seiner Anzugjacke und kam mir zögernd entgegen. »Verzeihen Sie bitte, dass ich hier einfach so hereinplatze«, sagte er und hielt mir die Hand hin.

»Wir haben uns schon ein paar Mal gesehen«, sagte ich.

»Ja«, sagte Blank.

»Im Treppenhaus.«

»Ja.«

»Und vor der Klinik.«

Wir gaben uns die Hand. Ich betrachtete Blanks Gesicht, ein faltiges Gesicht mit hellen blauen Augen hinter ovalen Brillengläsern. Blank betrachtete mein Gesicht, die noch sichtbaren Blutergüsse von der Operation um meine Augen. »Das sieht schmerzhaft aus«, sagte er, »waren Sie in eine Schlägerei verwickelt?«

Erst jetzt merkte ich, dass ich in der hoch erhobenen linken Hand immer noch die Weinflasche hielt, und stellte sie hin.

Blank räusperte sich erneut. »Es tut mir wirklich leid, dass ich Sie erschrocken habe. Ich kann Ihnen alles erklären, bei Gelegenheit.«

»Mein Name ist Katja Wiesberg und mein Mann ist tot«, sagte ich, und dann brach ich in Tränen aus.

»Vielleicht setzen wir uns einen Moment«, sagte Blank, legte einen Arm um meine Schulter, »darf ich?«, fragte er, ich nickte, und Blank führte mich an den Badewannenrand. Wir setzten uns nebeneinander. Blank wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Sie weinen ja«, schluchzte ich.

Weil ich plötzlich und endlich sehr müde wurde, legte ich meinen Kopf auf seine Schulter. »Darf ich?«, fragte ich. »Selbstverständlich«, sagte Blank. Ich hörte auf zu weinen und guckte lange auf Blanks Revers, seinen weißen Hemdkragen und den dünnen faltigen Hals. Dann hob ich den Kopf. Blank lächelte mich an.

»Erklären Sie es mir jetzt?«, fragte ich. »Gerne«, sagte er. »Das Ganze wird Ihnen etwas abwegig erscheinen. Die Sache ist die: Genau genommen bin ich nicht mehr am Leben. Ich bin, wenn man so will, extrem weit hergeholt.«

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Sofa. Ich wachte auf, weil Blank mir über den Oberarm strich, erst sehr vorsichtig, dann etwas energischer. Als ich die Augen öffnete, zog er seine Hand schnell zurück und war verlegen, wie man immer verlegen wird, wenn man jemanden, den man siezt, mit der Hand wecken muss. »Ich hatte mehrfach geklopft«, sagte er.

Ich erinnerte mich an nichts, und dann erinnerte ich mich an alles.

»Es ist jetzt halb zehn«, sagte Blank. »Ich fürchte, in einer Stunde ist es so weit.«

Ich setzte mich auf. Ich hatte von Alina geträumt, davon, dass sie unglaublich schön war und ich ihr gesagt hatte, wie schön sie sei, im Traum hatte Alina: »Das weiß ich« gesagt, und ich hatte mich geschämt.

»Ich weiß nicht, was ich anziehen soll«, sagte ich, lief ins Schlafzimmer, versuchte, nicht auf das Bett zu sehen, und ging zum Kleiderschrank. Als ich ihn öffnete, fiel mir Jakobs Geruch entgegen. Blank setzte sich auf die Bettkante und putzte seine Brille. »Vielleicht sollten Sie erst mal etwas frühstücken?«

»Lieber nicht«, sagte ich.

»Eine Kleinigkeit vielleicht? Wissen Sie, wenn Sie nichts frühstücken, fallen Sie um.«

Ich durchwühlte den Kleiderschrank, fand einen dunklen langen Rock von mir und ein schwarzes Jackett von Jakob, das viel zu groß war.

»Geht das?«

»Natürlich«, sagte Blank.

Ich ging ins Bad und bürstete meine Haare. Blank war im Schlafzimmer geblieben. »Kommen Sie doch bitte mal«, sagte ich, weil ich nicht allein sein wollte, nicht mal im Badezimmer. Blank kam herein und stellte sich hinter mich. Wir sahen uns im Spiegel an, ich in dem viel zu großen schwarzen Jackett, Blank in seinem perfekt sitzenden schwarzen Anzug, dem weißen Hemd und der schwarzen Krawatte.

»Sie sind genau richtig angezogen für so was«, sagte ich.

Blank lächelte. »Notgedrungen«, sagte er.

Ich steckte meine Haare hoch und dachte an die besonders schlimme Hochsteckfrisur, die der Friseur mir zur Hochzeit gemacht hatte. Jakob hatte mich vom Friseur abgeholt, ich hatte ihn unglücklich angesehen, Jakob hatte gelacht und gesagt: »Ich heirate dich auch mit einem Bienenkorb auf dem Kopf.« Dann hatten wir versucht, die vollkommen unbewegliche Frisur etwas zu verstrubbeln, das war nicht einfach gewesen.

Blank stand hinter mir und schwieg, und plötzlich stolperte ich, obwohl ich meine Beine nicht bewegt hatte. Blank legte den Arm um mich, wir gingen in die Küche. Er nahm die Zuckerdose und legte mir drei Stück Würfelzucker in die Hand. »Lassen Sie die zergehen«, sagte er.

Ich warf mir den Zucker in den Mund wie eine Tablette, die Würfel zergingen sehr langsam.

Ich holte eine von Evelyns beiden Tabletten aus der Tasse. Wir betrachteten die Tablette in meiner hohlen Hand, sie war winzig. »Was soll denn da drin sein?«, fragte Blank.

»Ich weiß nicht. Etwas, das in kürzester Zeit leicht macht. Und müde.«

Blank zögerte. Man merkte, dass er etwas sagen wollte, etwas, das dagegensprach, etwas wie: »Vielleicht wird es davon noch schlimmer.«

Blank ließ seinen Satz zergehen und holte ein Glas Wasser. »Wohlsein«, sagte er und lächelte etwas schief, »auf die Pharmaindustrie.« Ich schluckte die Tablette mit dem Wasser herunter.

Es klingelte. »Ich muss los«, sagte ich und stand auf. »Sie kommen doch mit, oder?«

»Ich komme nach.«

»Bestimmt?«

»Auf jeden Fall.«

»Bis später«, sagte ich.

Als ich die Wohnungstür öffnete, standen meine Eltern vor der Tür. Meine Mutter hatte in Papier eingeschlagene Blumen in der Hand. Der Strauß war sehr umfangreich, einzelne bunte Knospen schauten hervor. »Die lagen hier vor der Tür«, sagte sie. Ich faltete den Zettel auf, der am Papier klebte. *Sie auch*, stand darauf.

Diesmal sagte der Pfarrer, der auf unserer Hochzeit in den See gefallen war, nichts von feuriger Glut und Strömen, die nicht ertränkt werden können, stattdessen sagte er etwas von Unergründlichkeit, und hinterher weinte er nicht, denn er war nicht betrunken und hatte seine Rede nicht ergreifend gefunden. Blank saß rechts von mir. Jakobs Mutter saß links von mir und sah aus wie ein Geist.

Es wurde viel geweint auf Jakobs Beerdigung, aber jetzt weinten nicht alle aus verschiedenen Gründen, sondern aus demselben Grund, und Jakobs Mutter weinte nicht. Ihre Haare waren plötzlich weiß. Ich hatte in einem Artikel gelesen, dass, wenn etwas geschieht, das nicht geschehen darf, Haare die Farbe verlieren können, und in einem anderen, dass das nicht sein kann.

Ich weinte auch nicht. »Ich kann nicht weinen«, sagte ich zu Blank, »vielleicht kommt das von der Tablette. Vielleicht bin ich zu leicht.« Ich hätte Jakobs *Tears Again* mitnehmen sollen.

»Sie haben nichts mehr übrig«, sagte Blank.

Jakobs Sarg stand vor dem Altar. Ich weinte nicht, weil ich mit dem Abwegigen rechnete und fand, solange der Sarg noch da stand, solange er nicht angehoben wurde, war noch Zeit, solange der Sarg noch da stand, war Jakob nicht weg, war Ja-

kob noch da, war Jakob noch möglich, und als die Träger an den Sarg traten, um ihn anzuheben, wurde mir schlecht. Alles, was man im Bauchraum hat, die ganzen Innereien, schienen nach unten zu rutschen.

»Meine Innereien rutschen nach unten«, sagte ich.

»Das ist normal«, sagte Blank und drückte meine Hand, »machen Sie sich keine Sorgen.«

Die Träger traten an den Sarg. Es war jetzt sehr still. Ich musste der Stille beikommen, ich musste dringend etwas tun, Aufräumen hatte geholfen in der Nacht, nachdem Jakob gestorben war. Ich löste meine Hand aus Blanks Hand, stand auf und sagte: »Ich trage mit.«

Weil ich in der ersten Reihe stand, weil die Ehefrauen bei Beerdigungen immer in der ersten Reihe sind, konnte sich keiner zu mir umdrehen, aber die Stille in der Kirche war jetzt noch stiller.

Ich ging nach vorne. Ich konnte nicht nur gut viel zu viel Altglas auf einmal hoch- und runtertragen, ich konnte auch Schwereres. Wenn Freunde umzogen, riefen sie immer mich zuerst an, weil ich bekannt dafür war, auch die bleiernsten Umzugskisten tragen zu können, und ein Sarg geteilt durch vier Träger konnte nicht schwerer sein als eine unbedacht gepackte Bücherkiste. Außerdem hatte ich eine Tablette genommen, die leicht machte, und eine Tablette, die leicht macht, machte vielleicht auch das leicht, was man tragen wollte.

Der Sargträger rechts hinten trat zur Seite, ich stellte mich an seinen Platz.

»Andersrum«, flüsterte der zurückgetretene Sargträger.

Alle Träger standen mit dem Gesicht zum Ausgang, nur ich stand mit dem Gesicht zum Altar. »Entschuldigung«, sagte ich